

Hans-Georg Burger

Wissenschaftsberichterstattung – ärgerlich oder erforderlich?

Vor einigen Monaten arrangierte die Pressestelle der Justus Liebig-Universität ein Presseinformationsgespräch mit einem Wissenschaftler unserer Universität, um dessen neueste Forschungsergebnisse einem weiten Kreis der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Als er in den nächsten Tagen die Berichte in den verschiedenen Zeitungen über seine Forschung las, wandte er sich erschrocken an die Pressestelle, denn in manchen Berichten hatten sich nicht nur zahllose sachliche Fehler eingeschlichen, sondern einige Formulierungen schienen ihm sehr unglücklich geraten, ja teilweise fast marktschreierisch zu sein. Offensichtlich hätten – so der »Leidtragende« in einem Brief an die Pressestelle – einige beteiligte Journalisten das Institut mit einem Jahrmarkt verwechselt. Der »Erfolg«: bei manchem Mitarbeiter und Kollegen haben die Berichte – je nach Temperament – Heiterkeit oder Betroffenheit ausgelöst. Schob der eine die Schuld auf die Presse, so erklärte der andere seinen Kollegen zum »Aufschneider«. Angesichts solcher Lehren zog der Betroffene in Erwägung, künftig auf Berichte über neue Forschungsergebnisse seines Instituts in der Presse zu verzichten.

Andererseits werden Wissenschaftler immer wieder dazu aufgefordert, ihre Ergebnisse über den Fachkollegenkreis hinaus auch der allgemeinen Öffentlichkeit bekannt zu machen. Jüngst noch hat anlässlich der Eröffnung der Jahrestagung der Deutschen Bodenkundlichen Gesellschaft in Gießen Ministerialrat Dr. Wick vom Hessischen Landwirtschafts- und Umweltministerium die Wissenschaftler aufgefordert, mit ihrer Arbeit verstärkt an die Öffentlichkeit zu treten. Auch der Präsident der Bodenkundlichen Gesellschaft, Prof. Mückenhausen, forderte von seinen Kollegen öffentlichkeitsbezogene Arbeit.

Als die Pressestelle sich vor einiger Zeit an einen noch sehr jungen Wissenschaftler mit der Bitte wandte, die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit, die sicherlich einen größeren Kreis der Öffentlichkeit interessieren würden, für einen kürzeren Bericht in einer großen populären Zeitschrift einigermaßen verständlich zusammenzufassen, war dieser zunächst sofort dazu bereit. Nach einiger Bedenkzeit bat er, doch von dem Vorhaben Abstand nehmen zu dürfen. Nach dem Grund hierfür befragt, entgegnete er, daß er für sein berufliches Fortkommen in der Wissenschaft eventuelle Nachteile hieraus befürchte. Viele würden es dann nämlich so sehen, daß es mit der Wissenschaftlichkeit

seiner Forschung nicht so weit her sein könne, wenn er populäre Berichte verfasse.

Die Palette solcher Unmutsäußerungen, Befürchtungen und Aufforderungen hinsichtlich der Wissenschaftsberichterstattung ließe sich beliebig verlängern. Es stellt sich also die Frage, ob die Berichterstattung aus Forschung und Lehre in der nichtfachlichen Presse einen Sinn hat oder nicht. Für und Wider dieser Frage sollen im folgenden kurz erörtert und Hinweise für alle daran Beteiligten, für die Wissenschaftler und Journalisten, gegeben werden, wie sich mancher Ärger vermeiden ließe und wie stattdessen der Wissenschaftsberichterstattung mehr Verständnis entgegengebracht werden könnte.

Wissenschaft in der Diskussion

Diese Frage kann nicht für sich separat, sondern muß u. a. auch in Zusammenhang mit der Diskussion um Wissenschaft und Forschung, von der einige schon sagen, sie sei offensichtlich in einer Krise, gesehen werden. Noch vor etwas mehr als zehn Jahren war man sich darüber einig, daß nie genug geforscht, daß nie genug für die Forschung getan werden könne. Ende der fünfziger Jahre wurde die ganze westliche Welt — wohl hauptsächlich in Zusammenhang mit dem Start des ersten Sputniks — von der Sorge befallen, wissenschaftlich hinter die UdSSR zurückzufallen. Vor allem in den USA wurden Milliarden von Dollars in die Technik investiert, um den technischen Vorsprung vor den Sowjets zu halten oder wieder zu erreichen. In der Bundesrepublik kam natürlich der Umstand hinzu, daß in der Phase des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg die Voraussetzungen für die deutsche Wissenschaft geschaffen werden mußten, die einen Wiederanschluß an den internationalen Standard gewährleisten konnten.

Ende der sechziger Jahre konfrontierten die Studentenunruhen die Öffentlichkeit unvorbereitet mit der Krise der wissenschaftlichen Hochschulen. Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit wurde dadurch in einem hohen Maße belastet. Wissenschaft war fast unpopulär. Nunmehr macht sich sogar im Zuge der weltweiten kritischen Auseinandersetzung mit dem sich beschleunigenden wissenschaftlich-technischen Fortschritt und den immer stärker empfundenen negativen Folgen des Fortschritts sogar eine gewisse Anti-Science-Bewegung bemerkbar¹⁾. Die Überschrift eines Leitartikels »Es wird zuviel geforscht« in einer großen liberalen Tageszeitung weist mehr als deutlich auf dieses Symptom hin²⁾. Der erwähnte Artikel fordert zwar keine generelle Einschränkung der Forschung, plädiert aber für eine stärkere Selektierung, um das Notwendige vom bloß Wünschenswerten oder gar Überflüssigen zu scheiden.

Nicht nur von Publizisten und Politikern wird die Forschung vermehrt attackiert, in letzter Zeit mehrten sich auch die kritischen Stimmen aus dem Lager der Wissenschaftler selbst, die besorgt fragen, ob noch alles, was um der Erkenntniserweiterung willen geschieht, vertretbar sei³⁾. So sagt der Bielefelder Pädagoge Hartmut von Hentig in seinem Buch »Magier oder Magister?«: »Zwar erfüllen die Wissenschaften auch jetzt die Aufgabe, nützliches Wissen zu vermehren, aber sie tun es zunehmend auf Kosten der gegenseitigen Verständigung und damit der Möglichkeit von Kritik, Auswahl und Verantwortung. Sie vermehren darum auch viel unnützes, nicht gemeinnütziges Wissen und geraten, weil Wissen heute allemal teuer ist, Macht bedeutet und aus den beschränkten gemeinsamen Ressourcen bestritten wird, in heftige, irrationale, politische Konflikte.«⁴⁾

Die Periode des »immer mehr, immer weiter, immer schneller« in der Forschung scheint vorläufig vorbei zu sein. Nicht nur das, auch die Praxis der bisherigen Forschungsförderung steht offensichtlich mit zur Disposition. Es ist davon auszugehen, daß sich die Aufwendungen für Forschung und Entwicklung bei uns künftig nicht mehr wesentlich erhöhen werden. Da die Forschungsgebiete sich ständig vergrößern, wird die Frage nach der Priorität in der Forschung für Parlament und Regierung und auch die allgemeine Öffentlichkeit dringlicher werden. Forschungen zu Fragen der Kernenergieentwicklung sind im Vergleich mit medizinischen, biologischen oder ökologischen Vorhaben kostspielig, ganz zu schweigen von solchen geisteswissenschaftlicher Richtung. Daher wird man sich demnächst auch damit auseinanderzusetzen haben, ob im Interesse der anstehenden wissenschaftlichen Aufgaben kostspielige Forschungen und Entwicklungen reduziert oder gar gestrichen werden müssen und zwar solche, die weder dringlich noch »gesellschaftlich relevant« sind, um dieses Modewort zu benutzen. Um zu verdeutlichen, was explizit damit gemeint ist, sei hierfür ein Beispiel angeführt: Die Weltraumunternehmungen der letzten eineinhalb Jahrzehnte haben der Menschheit außerordentliche wissenschaftliche Erkenntnisse und technische Entwicklungen beschert. Der im Gegensatz zum unbemannten Raumflug extrem kostspielige bemannte Raumflug muß den Nachweis des Nutzens — gemessen an seinem Aufwand — allerdings erst noch antreten. Besonders gilt dies für solche Projekte wie eine Marslandung oder ähnliche. Solange die großen noch ungelösten Fragen der Medizin und der Umweltentgiftung, deren Bewältigung die Allgemeinheit gerade von der Forschung erwartet, und die vielen anderen lebenswichtigen Fragen noch so weit von einer Lösung entfernt sind, solange kann die Förderung solcher Projekte mit öffentlichen Steuergeldern nicht mehr verantwortet werden⁵⁾. Die Forderungen, im Bereich der Forschung Aufwand und möglichen Nutzen vernünftig zu proportionieren, sind so gesehen nur zu verständlich.

In der modernen Industriegesellschaft werden die negativen Folgen des technischen Fortschritts immer stärker empfunden. Man erwartet nunmehr gerade von der Wissenschaft, die Probleme zu lösen. Dies geschieht nachdrücklicher als bisher, vor allem der politische Druck wird spürbarer. Der Politiker erwartet von der Wissenschaft Entscheidungsvorbereitungen, Beiträge zur Realisierung von Maßnahmen und Entscheidungen sowie gleichzeitig eine Steigerung des Problembewußtseins⁶⁾).

Um die zu treffenden Entscheidungen im Bereich der Forschungs- und Entwicklungspolitik in Zusammenhang mit den Anforderungen des gesellschaftlichen Nutzens zu stellen, wird allenthalben die Informierung aller dafür Zuständigen schon im Planungsprozeß, im Stadium der Zielformulierung gefordert. Diese Transparenz der Forschung soll — so sehen es die betreffenden Protagonisten — verhindern, daß die Bedürfnisse der Gesellschaft verfehlt werden. Ansonsten könnten — siehe etwa Amerika — große Forschungseinrichtungen plötzlich ohne zentrale große Aufgabe sein und Forscher arbeitslos werden. »Jedes neue Forschungsziel, das der Staat angestrebt hat, war ein ‚Wachstumsstoß‘ für die Wissenschaft, es wurden zusätzliche Institute errichtet, die bestehenden alten wurden nicht überprüft, nicht ausgeschieden — so stellt sich die Entwicklung nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in Frankreich und Großbritannien für kritische Beobachter der OECD dar.«⁷⁾ So übernimmt die Max-Planck-Gesellschaft zum Beispiel — quasi als Vorbild hierfür — künftig in der Regel neue Aufgaben und Institute nur dann, wenn andere Aufgaben und Institute dafür aufgegeben werden.

Doch hier gibt es nicht zu leugnende Kommunikationsbarrieren, deren Gründe vielfältig sind. Diese Barrieren bestehen nicht nur zwischen dem Politiker und dem Wissenschaftler an den Hochschulen, sondern in vielen Bereichen auch zwischen der Hochschul- und Industrieforschung. Die Kontakte zwischen Hochschulinstituten und Industrie beruhen weitgehend auf persönlichen Kontakten⁸⁾. Hier Abhilfe zu schaffen, ist eine wichtige und notwendige Aufgabe. Die Wissenschaft bedarf um der ständigen Erneuerung willen der Herausforderung der Gesellschaft, innerhalb der sie existiert, als Korrektiv. Gerade aus diesem Grunde benötigt die Wissenschaft unbedingt eine Popularisierung, denn nur so kann die Ausbildung eines öffentlichen, wissenschaftspolitischen Bewußtseins gefördert werden. Dies kann auch gefährliche Vereinfachungen und Verdrehungen verhindern⁹⁾.

Die Popularisierung der Wissenschaft, vor allem von den Hochschulen aus, ist auch deshalb erforderlich, um Mißdeutungen in der Bevölkerung zu verhindern. So herrscht in weiten Kreisen die Vorstellung, daß die Hochschulforschung, verglichen mit der Industrieforschung, zum einen ineffektiv und zum anderen wesentlich teurer sei. Aussprüche wie »Bis die mal ein Projekt abgeschlossen haben, vergehen ja Jahre, da wäre schon jede Firma pleite« sind

nicht selten. Etwas dagegen zu unternehmen, erscheint angebracht, denn die Hochschulen können es sich nicht erlauben, daß solche Vorstellungen immer weitere Verbreitung finden, wollen sie die Hochschulforschung nicht selber aufs Spiel setzen. Wissenschaftsfreundlichkeit zu schaffen und vor allem zu erhalten sowie den Bildungswillen in der Bevölkerung weiter zu verbreiten, dies forderte Rüdiger v. Wechmar als damaliger stellvertretende Regierungssprecher nicht von ungefähr¹⁰).

Popularisierung der Wissenschaft

Die Popularisierung der Wissenschaft ist vor allem dann erforderlich, wenn sie in Krisen gerät. Die Wissenschaft befand sich schon häufig in solchen Situationen. Appelle an sie, sich gegenüber der Öffentlichkeit aufzutun, gab es schon im vorigen Jahrhundert. In der Zeit der Technisierung der Arbeitsprozesse zum Beispiel entstand das heute nach wie vor aktuelle Plädoyer des Physikers und Physiologen Hermann von Helmholtz (1821–1894) für eine Popularisierung der Wissenschaft, das als Vorwort zur deutschen Übersetzung des Buches »Fragments of Science« von Tyndell 1874 publiziert wurde¹¹). In diesem Essay wies Helmholtz auf das in Deutschlands gebildeteren Kreisen erwachende und sich weiter verbreitende Verlangen nach naturwissenschaftlicher Belehrung hin. Dieses Verlangen hing für ihn nicht nur mit Neugierde zusammen, sondern noch mehr: Hier kam zum Ausdruck, daß die Naturwissenschaften nicht nur auf die Gestaltung des gesellschaftlichen, industriellen und politischen Lebens Einfluß nehmen, sondern darüber hinaus auch auf das geistige Fortschreiten der Menschheit. Es schien ihm, daß die vielen an der Naturwissenschaft Interessierten nicht die Kenntnisse von den naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen suchten, sondern vielmehr eine Anschauung »von der geistigen Tätigkeit des Naturforschers, von der Eigentümlichkeit seines wissenschaftlichen Verfahrens, von den Zielen, denen er zustrebt, von den neuen Aussichten, welche seine Arbeit für die großen Rätselfragen der menschlichen Existenz bietet. Von diesem allem ist in den rein wissenschaftlichen Abhandlungen kaum je die Rede. . . Auch ist nicht zu verkennen, daß die besondere Disziplin des wissenschaftlichen Denkens, welche zur möglichst abstrakten und scharfen Fassung der neugefundenen Begriffe und Gesetze, zur Läuterung von allen Zufälligkeiten der sinnlichen Erscheinungsweise nötig ist, sowie das damit verbundene Verweilen und Einleben in einen dem allgemeinen Interesse fernliegenden Gedankenkreis keine günstigen Vorbereitungen für eine allgemein faßliche Darlegung der gewonnenen Einsichten vor Zuhörern sind, die einer ähnlichen Disziplin nicht unterlegen haben. Für diese Aufgabe ist vielmehr ein gewisses künstlerisches Talent der Darstellung, eine gewisse Art von Beredsamkeit notwendig. Der Vortragende oder Schreibende muß allgemein zugängliche Anschauungen finden, mittelst deren er neue Vorstellungen in

möglichst sinnlicher Lebendigkeit hervorruft und an diesen dann auch die abstrakten Sätze, die er verständlich machen will, konkretes Leben gewinnen läßt. Es ist dies eine fast entgegengesetzte Behandlungsweise des Stoffes, als in den wissenschaftlichen Abhandlungen, und es ist leicht erklärlich, daß sich selten Männer finden, die zu beiderlei Art geistiger Arbeit gleich geschickt sind«¹²).

Wenn sich ein Mann finde, der die neu errungenen Einsichten und Anschauungen seiner Wissenschaft auf breite Kreise des Volkes wirken lasse, und dazu mit solchen guten Eigenschaften wie Beredsamkeit und der Gabe anschaulicher Darstellung versehen sei, sei dies ein Glück.

In diesem Essay hat Helmholtz schon zutreffend das Problem der Wissenschaftsberichterstattung charakterisiert. Einiges von dem, was er gesagt hat, gilt heute noch.

Helmholtz verwies auch darauf, daß in England die populäre Darbietung wissenschaftlicher, vor allem naturwissenschaftlicher Erkenntnisse im Gegensatz zu Deutschland sehr verbreitet war. Am Beispiel Tyndells zeigte er auch, daß wissenschaftliche Erkenntnisse populär an den Mann zu bringen, nicht gleichbedeutend sein muß mit geringem wissenschaftlichen Niveau. »Aber es wäre eine ganz falsche Vorstellung, wollte man ihn nur als geschickten populären Redner betrachten, denn der größere Teil seiner Tätigkeit ist immer der wissenschaftlichen Forschung gewidmet geblieben, und wir verdanken ihm eine Reihe, zum Teil höchst origineller und bedeutsamer physikalischer und physikalisch-chemischer Untersuchungen und Entdeckungen.«

Über den Verdacht der Unwissenschaftlichkeit war ein Mann wie Albert Einstein gewiß erhaben, der auch bemüht war, die Kluft zwischen der exakten Forschung und der Öffentlichkeit zu überbrücken. Wie erklärt er doch das Problem der Relativität? »Eine Stunde auf dem Schoß Ihres Liebsten kommt ihnen wie eine Minute vor — eine Minute auf der heißen Herdplatte hingegen wird Ihnen wie eine Stunde erscheinen. Sehen Sie, das ist Relativität.« Mit diesen boulevardstilmäßigen, aber sehr anschaulichen Worten ermöglichte Einstein einer jungen Studentin gleichzeitig auch den »Einstieg« in seine Theorie¹³.) Hier wird schon angedeutet, daß die anschauliche, jedermann verständliche Darstellung eines schwierigen wissenschaftlichen Sachverhalts auch eine andere Seite hat, die jeder Wissenschaftler didaktisch weiterverwenden kann.

Allerdings haftet der sogenannten »Populärwissenschaft« trotz vieler guter Beispiele wie Albert Einstein u. a. der Geruch der Zweitrangigkeit an. Anstelle dieses falschen und unserer Zeit nicht mehr angemessenen Begriffs muß der »öffentlichen Wissenschaft« treten. Dieser Vorschlag von Prof. Heinz Haber sollte volle Unterstützung finden. Die Allgemeinheit muß erkennen, daß wissenschaftliche Forschung für das öffentliche Wohl unerläßlich ist, wird

doch das Leben jedes einzelnen in immer stärkerem Umfang von ihr beeinflußt und umgestaltet. Nur wenn die Wissenschaft aus ihrem Elfenbeinturm heraustritt, kann sie in der Allgemeinheit Verständnis für die gesellschaftspolitische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer breiten Forschungsförderung gewinnen. Wird dies auch heute von den meisten Wissenschaftlern eingesehen, so gibt es natürlich unterschiedliche Auffassungen über das »Wie«. Sicherlich wird die Auffassung von Heinz Haber, die Wissenschaftler müßten ihre Ideen und Erkenntnisse so verkaufen, wie die Industrie zum Beispiel Zahnpasta oder Waschmittel, auf nur wenig Gegenliebe stoßen¹⁴).

Wie kann sich die Wissenschaft am geeignetsten in der Öffentlichkeit präsentieren? Beispiele aus Amerika können uns als erste Orientierung dienen.

Das Beispiel amerikanischer Universitäten

Amerikanische Universitäten sind deshalb seit jeher auf eine attraktive Öffentlichkeitsarbeit angewiesen, weil die größtenteils privaten Hochschulen den Geldgebern, der Industrie, staatlichen Forschungsauftragsgebern oder auch individuellen Mäzenen Rechenschaft über das ihnen zugekommene Geld ablegen müssen, sollen diese Quellen nicht versiegen. So kommt es, daß die amerikanischen Universitäten über eigene Public-Relations-Abteilungen die Presse mit einer wahren Flut von zumeist detaillierten, interessant und verständlich geschriebenen Forschungsberichten eindecken. Jeder Wissenschaftler, sei er Professor, Assistant-Professor oder Doktorand, der an einem Forschungsobjekt arbeitet, hat seinem Departement alle drei Monate über den Fortgang der eigenen Arbeit zu berichten. So ist es an den meisten amerikanischen Universitäten. Diese den Departements zugeleiteten Berichte werden zu vierteljährlich erscheinenden Reports zusammengefaßt. Die Public-Relations-Abteilung erhält von diesen Reports Kopien. Die Journalisten oder auch Studenten, die in diesen Abteilungen arbeiten, suchen mit ihrem Gespür für mitteilenswerte Forschungsergebnisse die entsprechenden Untersuchungen heraus. In Unterredungen mit dem oder der betreffenden Forscher(in) wird das Projekt durchgesprochen und möglichst plausibel dargelegt. Der Erfolg: In amerikanischen Presseorganen finden sich ständig zahlreiche Forschungsberichte¹⁵). Aber nicht nur dort, denn liest man unsere Zeitungen und Zeitschriften, dann kann manchmal der Eindruck entstehen, als gäbe es nur amerikanische Forschungsergebnisse vorzuweisen und als wäre unsere Forschung hilflos hintendran. Vor Jahren war es ja noch schlimmer.

Aber nicht nur die auf Sponsoren angewiesenen privaten Hochschulen betreiben solch eine attraktive Öffentlichkeitsarbeit, sondern auch die staatlichen Universitäten informieren die Öffentlichkeit in gleicher Weise. Sie fühlen sich den Steuerzahlern gegenüber verpflichtet, darüber zu berichten, was mit deren Geldern geschieht.

So ist es auch keineswegs verwunderlich, daß Wissenschaft in den USA bis vor kurzem noch sehr populär und das Vertrauen der Allgemeinheit in die Wissenschaft vorhanden war. Daß dies eben in den USA so war — zuletzt gab es auch dort eine kleine Vertrauenskrise angesichts der angespannten Berufslage für Akademiker¹⁶⁾, ist zu großen Teilen auf die attraktive Öffentlichkeitsarbeit der privaten und staatlichen Hochschulen und Universitäten zurückzuführen.

Bei uns dagegen wurde Öffentlichkeitsarbeit von seiten der Universitäten bis vor einigen Jahren fast nicht betrieben und die Wissenschaftsberichterstattung steckte in den Kinderschuhen.

Wissenschaftsberichterstattung in Deutschland

Bis vor wenigen Jahren hatten nur wenige Universitäten eigene Pressestellen. Wenn eine solche überhaupt vorhanden war, dann erfüllte ein Beamter so nebenher diese Aufgabe oder es wurden hierfür Kräfte eingestellt, die es als Nebenbeschäftigung betrachteten. Entsprechend war das Ergebnis dieser Arbeit: spärlich. Allerdings fehlten den für die Pressearbeit zuständigen Kräften fast alle Mittel, um ihre Aufgaben auch nur einigermaßen wahrnehmen zu können. Ganz zu schweigen von den Informationen, an die sie fast gar nicht herankamen¹⁷⁾. Für diese Mängel sind historische, soziologische und auch psychologische Gründe festzustellen, auf die weiter einzugehen, zu weit führen würde¹⁸⁾. Dieser Zustand änderte sich erst allmählich im Zuge der Diskussionen um die Hochschulreform und deren tiefgreifende Wandlungen.

Die studentischen Selbstverwaltungen — gab es doch kaum einen AStA ohne Pressereferenten — waren die ersten, die das Instrument Öffentlichkeitsarbeit für sich entdeckten. Studentische Pressearbeit wurde dabei Ende der fünfziger Jahre — was heute kaum mehr vorstellbar ist — noch als Teil der universitären Öffentlichkeitsarbeit begriffen. Die Position der AStA-Pressereferenten wurde noch 1959 auf einer Fachtagung der AStA-Pressereferenten wie folgt umschrieben: »Als Mitglied der Universität ist der AStA-Pressereferent in erster Linie beauftragt, die Interessen der Hochschulen in ihrer Gesamtheit zu wahren. Er muß sich deshalb bei allen Veröffentlichungen die Frage stellen, ob im Sinne der Universität gehandelt wird oder ob eine Veröffentlichung dem Ansehen der Universität schaden kann. So kann der Pressereferent nie glauben, er sei nur Interessenvertreter der Studenten oder er könne als Pressechef der ‚Gewerkschaft Studenten‘ eine Aktion in Szene setzen, die durch ‚Klammauk‘ schon den rechten Erfolg haben werde«¹⁹⁾. Diese Überlegungen wurden auf dem VII. Deutschen Studententag 1963 in Bochum von der Arbeitsgruppe »Studentische Pressearbeit« noch weitergeführt: Die Möglichkeit einer gemeinsamen Öffentlichkeitsarbeit von Rektorat (als Spitze der studentischen Selbstverwaltung) und studentischer Selbstverwaltung solle geprüft werden.

»Bei einer vollen Integration der Studentenschaft in den Organen der Hochschulverwaltung könnte sich eine zentrale Pressestelle empfehlen. . . Hierbei müßte freilich gewährleistet sein, daß den Informationsbedürfnissen beider Seiten ungeschmälert Rechnung getragen, also keine ‚Zensur‘ seitens der akademischen Hochschulorgane ausgeübt würde«²⁰).

Im Grunde genommen waren die hochschulpolitischen Auseinandersetzungen und die dabei erzielten Erfolge studentischer Pressearbeit der Anlaß, weshalb die Westdeutsche Rektorenkonferenz entsprechende Empfehlungen zum Aufbau einer Öffentlichkeitsarbeit der Hochschulen vorlegte. Zwar hat die WRK 1963 und 1964 auf ihrer 50. und 51. Sitzung entsprechende Empfehlungen verabschiedet, doch ist es auf diesem Sektor in den nächsten Jahren immer noch beim Alten geblieben. Im Zuge der Diskussionen um die Hochschulreform und wegen des großen inner- wie auch außeruniversitären Interesses an den Vorgängen bundesdeutscher Hochschulen wurde deutlich, daß die Hochschulen als eine öffentliche und damit gesellschaftliche Institution auch entsprechend verpflichtende Aufgaben sowohl nach innen wie auch nach außen zu erfüllen haben. Dies war ein Ansatzpunkt für eine universitäre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, wie sie schließlich in einer Erklärung »Zur Öffentlichkeitsarbeit der Hochschulen und zur Einrichtung von Presse- und Informationsstellen« der WRK vom 26. 1. 1971 ihren Niederschlag fand. Danach soll auch die Berichterstattung aus Forschung und Lehre entsprechende Berücksichtigung finden. Eine weitere Aufgabenumschreibung hinsichtlich der Berichterstattung aus Forschung und Lehre ist nicht gegeben worden.

Wer den Stellenmarkt in den großen Zeitungen in den letzten Jahren aufmerksam verfolgte, konnte feststellen, daß laufend von deutschen Universitäten und Hochschulen Pressestellenleiter bzw. -mitarbeiter gesucht wurden. Zwar weist das auch auf die hohe Fluktuation unter den Hochschulpressereferenten hin, doch zeigt dies außerdem, daß an fast allen Hochschulen inzwischen Pressestellen eingerichtet wurden. Allerdings gibt es hinsichtlich der sachlichen, finanziellen und vor allem auch personellen Ausstattung der Pressestellen beträchtliche Unterschiede. So hat die Pressestelle der Freien Universität Berlin einen Etat von 200 000 Mark zur Verfügung, die der Universität Hamburg 50 000, Frankfurt 40 000, TU München 40 000, Heidelberg 35 000 und Marburg 50 000 Mark.²¹) Die meisten anderen Hochschulpressestellen verfügen nur über einen Etat von 10- bis 30 000 Mark. Zwar hat gegenüber 1970²²) eine weitgehende Institutionalisierung der Pressestellen stattgefunden, doch die meisten Pressestellen sind nur mit einer gerade noch tragbaren sachlichen, finanziellen und vor allem personellen Ausstattung versehen. Dehn und Nuissl kamen in ihrer Bestandserhebung aus dem Jahre 1972 zu dem Schluß, daß u. a. die Pressestelle der Universität Gießen zur Zeit unter dem Durchschnitt hinsichtlich ihrer personellen und sachlichen Ausstattung

liege und im Rahmen eines Sofortprogramms unbedingt ausgebaut werden müsse²³). Auch die Verantwortlichen der Justus Liebig-Universität sehen die unzureichende Ausstattung der Universitäts-Pressestelle²⁴). Es bleibt zu hoffen, daß hier bald Abhilfe geschaffen werden kann.

In der Darstellung von Klaus-Peter Möller, die eine genaue Beschreibung des Ist-Zustandes im Jahre 1969/70 der einzelnen Pressestelle vornimmt, wird die Wissenschaftsberichterstattung über Forschung und Lehre als noch in den ersten Anfängen steckend bezeichnet. Doch durch die weitgehende Institutionalisierung von Hochschulpressestellen versuchen seitdem die meisten Hochschulen, mit mehr oder weniger Erfolg auch aus Forschung und Lehre zu berichten. Hochschulpressestellen sind Multiplikatoren bei der Wissenschaftsberichterstattung. Sie haben mehrere Möglichkeiten, weitere außeruniversitäre Multiplikatoren oder auch Teile der außenuniversitären Öffentlichkeit direkt anzusprechen. Einmal sind Kurznachrichten aus Lehre und Forschung zu nennen, mit denen die Pressestellen Journalisten und Redaktionen beliefern. Diese Art der Wissenschaftsberichterstattung wird von den Journalisten bevorzugt. Des weiteren kommen kurzgefaßte und dennoch umfassende Darstellungen eines Problems aus dem Wissenschaftsbereich in Form von 2 bis 3 Seiten langen Meldungen in Frage. Dies erfordert allerdings eine erhebliche redaktionelle Mehrarbeit, die für unterbesetzte Pressestellen nur schwerlich zu leisten ist. Der aufwendigste Versuch, wissenschaftliche Probleme einer interessierten Öffentlichkeit darzustellen, ist eine regelmäßig erscheinende Publikationsreihe. Hierbei können in Beiträgen, die über Kurznachrichten und Meldungen hinausreichen, Probleme aus einzelnen Bereichen von Forschung und Lehre ausführlich dargestellt werden. Der Vorteil dieser Publikationsreihen liegt u. a. auch darin, daß Wissenschaftler wegen des Prestige-Charakters solcher Publikationen eher bereit sind, hieran mitzuarbeiten²⁵). Eine solche Publikationsreihe könnte an in- und ausländische Journalisten, Zentralredaktionen, Bundes- und Landespolitiker, in- und ausländische Hochschulen, Wirtschaftsorganisationen, gesellschaftlich relevante Institutionen und Fachwissenschaftler verteilt werden. Als Beispiel hierfür sei der von der Pressestelle der FU Berlin herausgegebene »Pressedienst Wissenschaft« genannt oder die Publikationsreihe der Universität Hamburg. Wie die Berichte aus Forschung und Lehre der breiten Öffentlichkeit vermittelt werden sollen, darüber lassen sich sicherlich noch manche Verbesserungen erzielen. Auch scheint dem Verfasser die Form der Publikationsreihen, wie sie von der FU Berlin und Hamburg herausgegeben werden, noch nicht optimal zu sein. Die bisherigen Erfahrungen haben nämlich gezeigt, daß sie nur segmenthaft einen Teil der Öffentlichkeit erreichen und kaum zugänglich sind sowie sich inzwischen zu mehr oder weniger eigenständigen, beinahe wissenschaftlichen Publikationen entwickelt haben. Auch können die Adressaten, die Redaktionen, die so angebotenen Informationen aus dem Bereich von Forschung und Lehre nur schwer umset-

zen. Mit einer solchen Publikationsreihe sollte stärker als bisher versucht werden, Teile der außeruniversitären Öffentlichkeit, vor allem die Allgemeinheit, direkt anzusprechen. Dazu wäre es erforderlich, die Publikationen im Gegensatz zu den Hamburger und Berliner Vorbildern in Format sowie Aufmachung zu verändern und vor allem den Vertrieb und Verteiler anders zu organisieren. Die bisher gebräuchlichen Formen sind für das direkte Ansprechen der Öffentlichkeit nicht geeignet. Der finanzielle Aufwand der Hamburger und Berliner Vorbilder ist außerdem zu hoch. Dem Verfasser erscheint — vor allem angesichts der personellen und insbesondere finanziellen Ausstattung der Pressestellen — eine Publikationsreihe im Taschenbuchformat, die auch im Buchhandel verkauft wird, der direkteste und kostensparendste Weg zu sein, um die Allgemeinheit zu erreichen. Da die Pressestellen die Vertriebsarbeit nicht auch noch übernehmen können, bietet sich die Kooperation mit Verlagen geradezu an. Die bisherigen Erfahrungen mit Verlagen zeigen, daß dort durchaus Interesse an solchen Publikationen vorhanden ist. Somit hätte die Pressestelle nur noch die Redaktion der Publikationen zu besorgen, den Rest würde der Verlag erledigen. Hinzu kommt, daß die Hochschulen in diesem Fall nur Geld zur Vorfinanzierung aufzubringen hätten, das größtenteils wieder zurückfließen würde. Ein Versuch in dieser Richtung stellt das Fischer-Taschenbuch »Forschung« dar, in dem der gegenwärtige Stand von Wissenschaft und Technik in einem einigermaßen allgemein verständlichen Stil dargeboten wird²⁶). Allerdings müßten die einzelnen Ausgaben einer solchen Publikationsreihe noch stärker entweder fachgebiets- oder themenbereichsmäßig angeordnet werden. Nur so könnte die Allgemeinheit gezielt angesprochen werden.

Auch wäre eine stärkere Kooperation auf diesem Sektor zwischen den einzelnen Hochschulpressestellen, vor allem auf Landesebene, aber auch auf Bundesebene der Sache sehr dienlich. Gerade in Hessen ist dies zu meinem Bedauern fast nicht möglich. Mittels einer stärkeren Kooperation ließe sich wesentlich effizienter und auch kostenreduzierender die Berichterstattung aus Forschung und Lehre durchführen. Berücksichtigt man die sich stark ausbreitende interdisziplinäre und auch interuniversitäre Forschung, dann scheint eine Kooperation wirklich angebracht. Durch die Pressearbeit, jeder für sich, werden viele Möglichkeiten vergeben²⁷).

Von den Wissenschaftlern wurde bisher oftmals wenig Bereitschaft gezeigt, außer Fachkollegen auch die Öffentlichkeit über ihre Forschungs- und Lehrerergebnisse zu unterrichten. Doch ist heute bei fast allen Wissenschaftlern eine Aufgeschlossenheit für die Probleme der Öffentlichkeitsarbeit zu registrieren. Das Problem für die Universitätspressestellen liegt außer den von der schlechten Ausstattung herrührenden Schwierigkeiten darin, Informationen über wissenschaftliche Untersuchungen, die laufen oder abgeschlossen sind, zu erhal-

ten. In der Regel ist es heute so, daß die Pressestellen meist durch Zufall von diesen oder jenen Untersuchungen hören oder aber wirklich einige Wissenschaftler selbst der Pressestelle Mitteilung machen. Dies geschieht ab und zu, wenn diejenigen, die Forschungsmittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhalten, die Schreiben der DFG etwas genauer durchlesen und feststellen, daß die DFG es durchaus wünscht, wenn der Pressestelle der betreffenden Hochschule davon Mitteilung gemacht wird. Es wäre angebracht, daß die DFG Stipendien und Forschungsgelder mit der Auflage vergibt, den Hochschulpressestellen die Arbeitsthemen etc. mitzuteilen. Nur die allerwenigsten Wissenschaftler, die Forschungsgelder der DFG erhalten, teilen bisher ihre Themen etc. den Pressestellen mit.

Eine enge Kooperation mit den Forschungsreferaten an den einzelnen Hochschulen erscheint ferner angebracht. Da diese doch eher über laufende oder abgeschlossene Forschungsarbeiten orientiert sind, können sie den Pressestellen wertvolle Tips über solche Arbeiten geben, die die Allgemeinheit interessieren könnten.

Die Kooperation mit den Hochschulforschungsreferaten ist — soll aus Forschung und Lehre berichtet werden — unerlässlich, ja geradezu Voraussetzung, um entsprechende Informationen zu erhalten. Angebracht wäre auch eine enge Zusammenarbeit zwischen den Pressestellen einerseits und den Forschungsgruppen bzw. Sonderforschungsbereichen und deren Sprechern andererseits. Die Informierung der Pressestelle über Forschungsarbeiten kann zudem über Informationsbeauftragte der einzelnen Fachbereiche und deren Forschungskommissionen und der für Forschung zuständigen Ausschüsse geschehen. Obwohl hier noch keine von den Pressestellen akzeptierte Lösung vorliegt, scheint die aufgezeigte Möglichkeit die praktikabelste zu sein.

Veränderter Markt

Das wachsende Interesse von Presse, Rundfunk und Fernsehen an den Wissenschaften ist natürlich auch auf einen etwas veränderten Markt zurückzuführen. Vor Jahren noch hat die Presse nicht in dem Ausmaß wie heute aus der Forschung berichtet. Auch haben sich in den letzten Jahren hinsichtlich der Fachgebiete, aus denen berichtet wird, Verschiebungen ergeben. So wies eine Untersuchung aus dem Jahre 1966 darauf hin, daß die Biologie trotz ihrer Bedeutung für Wissenschaft, Schule und das praktische Leben in der Presse nur wenig Resonanz gefunden hat und völlig unterrepräsentiert war. Dabei wurden nicht unbedeutende Regionalzeitungen untersucht, sondern die wichtigsten überregionalen Zeitungen, Magazine und Illustrierten.²⁸⁾ Die Veränderungen sind u. a. auch darauf zurückzuführen, daß die Zeitungen heute eine andere Leserschaft als vor 20 Jahren haben. Beispielsweise hat sich die Zahl der Abiturienten zwischen 1957 und 1969 um 80 Prozent erhöht und die Studentenziffern stiegen im Zeitraum von 1950 bis 1970 um ca. 300 Prozent.

Auch die Zahl der Mittel-, Fach- und Fachhochschüler ist in diesem Zeitabschnitt enorm angewachsen. Es ist somit nicht verwunderlich, wenn die Presse sich diesem neuen Leserpublikum anpaßt. Von dieser Entwicklung schließt sich keine Zeitungsgattung, wie die Beobachtung zeigt, aus.²⁹⁾

Durch ein gesteigertes Problembewußtsein hat der Markt nicht nur hinsichtlich der Zusammensetzung der Leserschaft Veränderungen erfahren, sondern auch hinsichtlich der Interessensgebiete der Leser selbst. Im August 1970 befragte der ehemalige Pressereferent der Frankfurter Universität, Klaus Viedebant, die Zeitungen nach den Sachgebieten, aus denen am häufigsten berichtet wird. Die Auswertung ergab, daß die Schwerpunkte bei der Medizin, Naturwissenschaften, Technik, Umweltforschung, Raumfahrt, Soziologie, Bildungsforschung, Zukunftsplanung, Geschichte, Volkskunde, Psychologie und Archäologie lagen.³⁰⁾ Eine im Auftrag des Bundespresse- und Informationsamtes durchgeführte Befragung im Jahre 1973, die speziell auf die Erkundung des Interesses an der Behandlung wissenschaftlicher Themen in den Massenmedien abzielte, ergab, daß die bevorzugten Wissenschaftsgebiete Ernährungsfragen, Erziehung, Umwelt, Medizin, Friedensforschung und Raumfahrt sind. Dagegen interessierten sich nur acht Prozent der Befragten für Atomforschung und ganze vier Prozent für Philosophie und Theologie.³¹⁾

Multiplikator Presse

Bittet man einen Wissenschaftler, seine Untersuchungsergebnisse für einen Bericht aus der Forschung anders als gehabt darzustellen, d. h. einfacher, allgemeinverständlicher als es in der Fachwissenschaft geschieht, dann passiert es oft, daß sie auch dann noch ab und zu in den Fachjargon verfallen und auch einen viel zu langen Artikel schreiben, den kaum eine Zeitung abdrucken kann. Sie glauben nämlich, jedes Detail und jede Ausnahme von der Regel anführen zu müssen, damit ja kein Fachkollege etwas daran auszusetzen hat. Sie vergessen dabei, daß sie für den Durchschnittsleser schreiben sollen. Dazu kommt in der Regel ein strohtrockener, nüchterner Stil. Das ist für den Durchschnittsleser reizlos und ledern. So ist der Wissenschaftler darauf angewiesen, von einem mit dem Handwerk des allgemeinverständlichen Schreibens vertrauten Journalisten oder Redakteur den Bericht journalistisch aufbereiten zu lassen. Es ist keineswegs so, daß die Zeitungsleute kein Interesse an der Wissenschaft haben. Sie bringen im Gegenteil einen guten Wissenschaftsbericht lieber als fade Lokal-, Mord- und andere Geschichten.

Daß die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und der Presse in der Vergangenheit nicht gerade glücklich waren, lag zum einen an den Wissenschaftlern, zum anderen natürlich auch an den Zeitungsleuten selbst. Die dauernde Beschäftigung mit seinem Ressort, die Lektüre von möglichst vielen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, Pressekonferenzen, Interviews, die Teilnahme an Tagungen usw. halten den Zeitungsmann auf dem laufenden, so daß er in

seinem eigenen Fachgebiet jederzeit sachlich zutreffende Berichte und Kommentare abfassen kann. Gerade hier liegt die ganze Krux für das etwas unglückliche Verhältnis zwischen Presse und Wissenschaft von der Presseseite her gesehen, denn normalerweise haben die Zeitungsredaktionen zwar fachkompetente Sportjournalisten, Motorfachleute, politische Redakteure oder Feuilletonisten etc., doch kaum einen entsprechend vorgebildeten Redakteur oder Redaktionsmitarbeiter, der fachgerechte Berichte und Kommentare aus dem Bereich der Wissenschaft schreiben könnte. Zumeist sind die Zeitungen zu klein, um sich entsprechend kompetente Fachjournalisten leisten zu können.³² Nur große regionale und überregionale Zeitungen und Zeitschriften haben einen für das Wissenschaftsressort zuständigen kompetenten Redakteur. In den letzten Jahren hat sich dieser Zustand zum Teil geändert oder aber die kleinen Zeitungen übernehmen fast ausschließlich Berichte von wissenschaftlichen Pressediensten, für die dann fachkompetente Redakteure zuständig sind. Einige überregionale Zeitungen verfügen heute sogar über solch ausgezeichnete Fachjournalisten, daß sie jederzeit in dem Fachgebiet mitsprechen können. Sie verarbeiten auch die notwendigen Bücher, Fachzeitschriften usw., so daß sie in Gesprächen mit dem Wissenschaftler diesem die »Rosinen«, auf die es ankommt, entlocken können. An die Stelle des früher nur mit einer oberflächlichen Halbbildung versehenen Zeitungsmannes — wenigstens was den Wissenschaftsbereich betrifft — ist ein Journalist mit großen fachwissenschaftlichen Kenntnissen getreten. Dies hat natürlich auch dazu beigetragen, daß der Journalist heute vom Wissenschaftler auch als kompetent erachtet wird und damit sogleich ein Resonanzboden vorhanden ist. Es bedarf nicht mehr in dem Maße wie früher jeder Satz einer Erläuterung.

Dieser Wandel hat auch dazu geführt, daß Zeitungen mit einem hervorragenden Wissenschaftsteil wie etwa die »Zeit«, »FAZ«, »Spiegel« oder »Süddeutsche Zeitung«, um nur die wichtigsten zu nennen, heute nicht nur über neue Wissenschaftsergebnisse berichten, sondern auch eine angesichts der Situation, in der sich die Forschung augenblicklich befindet, notwendige kritische Beobachterfunktion einnehmen. Beispiele hierfür ließen sich zahlreiche anführen, doch ich möchte nur ein markantes der letzten Zeit erwähnen: In verschiedenen Artikeln der FAZ wurde das Deutsche Krebsforschungszentrum in Heidelberg kritisiert, weil das Forschungszentrum nach Ansicht des FAZ-Resortleiters die Arbeiten des Dresdner Krebsforschers Prof. von Ardenne über die Krebs-Mehrschritt-Therapie ignoriere.³³) Mir scheint, es ist gut, daß die Redaktionen mit einem hervorragenden Wissenschaftsteil immer mehr sich dieser Randfunktion bewußt werden. Die Forschung hat noch zuviele Aufgaben zu bewältigen und ist zudem heute so kostspielig, als daß man es sich leisten könnte, diese oder jene Forschungsergebnisse zu ignorieren, aus Gründen, die oftmals nichts mit Forschung zu tun haben.

Nicht nur diese Funktion kann der Wissenschaftsteil der Zeitungen und Zeitschriften am Rande erfüllen, sondern sie kann manchmal auch stimulierend auf die Forschung wirken, indem sie strittige wissenschaftliche Fragen und Ergebnisse problematisiert. Als ein Beispiel von vielen möglichen möchte ich folgendes anführen: Darüber, ob mit Hilfe der Algen das Problem des Eiweißmangels etwas gemildert werden kann, entbrannte ein heftiger wissenschaftlicher Streit, der sich vor allem nach einem Bericht in der »Zeit«³⁴⁾ entzündete.³⁵⁾ Dies führte dazu, daß die strittigen Fragen in kritischer Abwägung des Für und Wider danach von den betreffenden Forschern diskutiert wurden. Er mag möglicherweise zu einer verstärkten Forschung und noch intensiveren wissenschaftlichen Erörterung der bisherigen und weiteren Untersuchungsergebnisse beigetragen haben. Die Allgemeinheit hat davon jedenfalls einen Nutzen, werden so gewichtige Probleme noch gründlicher angegangen und untersucht und möglicherweise gelöst. Auch lassen sich so mögliche verhängnisvolle Folgen für die Allgemeinheit, auch in finanzieller Hinsicht, vermeiden.

Natürlich, und dies soll keineswegs verhehlt oder bagatellisiert werden, liegt gerade in beiden Fällen auch eine große Gefahr. Durch entsprechende Berichte können sich große Zeitungen und Zeitschriften auch zu Vorreitern von wissenschaftlichen Meinungen machen, die keineswegs als gesichert anzusehen sind, ja vielmehr als umstritten gelten oder andere Meinungen entsprechend »unmöglich« machen. Hier muß in der Tat an das journalistische Berufsethos appelliert werden, um so etwas zu verhindern. Leider gab es in letzter Zeit mehrmals entsprechende Berichte, die nicht gerade mit journalistischen Grundprinzipien in Einklang zu bringen sind. So berichtete der »Spiegel« über zwei in einer Fachzeitschrift veröffentlichte kürzere Artikel eines Wissenschaftlers, der im Zusammenhang mit der Abfallbeseitigung vor der Müllkompostierung gewarnt hatte, da diese Komposte krebserregende Substanzen enthalten sollen.³⁶⁾ Der Bericht des Nachrichtenmagazins hat natürlich einigen Wirbel entfacht, da die Untersuchungsergebnisse von Fachkollegen angezweifelt werden.³⁷⁾ Gegen den Beitrag ist vor allem einzuwenden, daß er andere Untersuchungsergebnisse, die diese in Frage stellen, nicht einmal erwähnte. Berichte nur über einen oder mehrere Aufsätze eines Autors zu bringen, von denen man weiß, daß andere die Ergebnisse stark in Frage stellen, halte ich mit journalistischen Grundprinzipien unvereinbar. Daher sollte jeder Wissenschaftsjournalist vorher entsprechend recherchiert haben, bevor er einen entsprechenden Artikel schreibt. Berichte über einen einzigen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz in einer Zeitung zu veröffentlichen, ohne den Sachverhalt problematisiert zu haben, halte ich für gefährlich. Vor allem deswegen, weil er dem Zeitungsleser einen Sachverhalt als erwiesen darstellt, was häufig nicht der Fall ist. Es ist somit auch für den Journalisten

unerläßlich, sich mit der Materie genügend vertraut zu machen und einen Teil der Literatur zu kennen. Geschieht das nicht, dann können die sich bessern- den Beziehungen zwischen Wissenschaft und Presse erneut Schaden leiden, weil sich bedeutende Forscher vor dem Kontakt mit der Presse hüten würden. Dann gäbe es wieder »seriöse« Wissenschaftler und solche, die als zweitrangig angesehen würden, aber durch publizistische Öffentlichkeitsauftritte mehr Aufhebens von sich machen würden als ihre wissenschaftliche Qualifikation es angebracht erscheinen ließe.

Es soll davor deutlich gewarnt werden, im Wettlauf um den Markt, um den Leser, gewisse Grundsätze, die für den Journalismus gelten, außer acht zu las- sen. Der Presse kommt nämlich mit ihrer Wissenschaftsberichterstattung eine große Bedeutung, aber auch Macht zu. Daher muß sie es mit ihren Grundsät- zen genau nehmen. Insbesondere dürfen sich Journalisten nicht von Marke- ting- und Verkaufstrategen beeinflussen lassen. Die Vermutung, daß Ver- kaufstrategen sich auch zunehmend der Wissenschaft annehmen, verdichtet sich nämlich in letzter Zeit aufgrund gewisser Erfahrungen, die der Verfasser gemacht hat. So hat beispielsweise auch die ‚Deutsche Presseagentur‘ regi- striert, daß sie in gewissen redaktionellen Sparten wie »Wissenschaft« und »Verbrauchermarkt« etc. wenig anzubieten hat. Auch in der Sparte »Verbrau- chermarkt« werden nämlich zu einem erheblichen Teil Untersuchungen wis- senschaftlicher Institute ausgewertet. Im Kampf um Marktanteile möchte auch die Presseagentur nicht ins Hintertreffen geraten. Aus diesem Grunde holte die Verkaufs- und Marketingabteilung der Agentur im Frühjahr und Frühsommer dieses Jahres in Gesprächen mit Journalisten und Hochschulpres- sereferenten die Ansichten anderer ein zu dem Projekt der Agentur, einen separaten Dienst »Wissenschaft« herauszugeben, der — so ergaben es wenig- stens die Gespräche des Verfassers — sich stark an Modetrends wie »Verbrau- chermarkt« u. a. orientieren soll. Gewiß hat dies seine Berechtigung, aber es kommt darauf an, wie man dabei zu Werke geht. Dieses Projekt eines separa- ten Nachrichtendienstes verfolgt die Agentur u. a. deshalb mit großem Nach- druck, weil Bundeswissenschaftsminister v. Dohnanyi dies angeregt und auch finanzielle Unterstützung zugesagt hat. Dies ist sicherlich im Interesse der Wissenschaft zu begrüßen — obwohl die Frage berechtigt ist, ob es nicht bes- ser wäre, den bestehenden »Deutschen Forschungsdienst« weiter auszubauen, als sich gegenseitig das Wasser abzugraben. Es ist aber strikt darauf zu achten, daß nur solche Untersuchungsergebnisse weitervermittelt werden, die schon veröffentlichungsreif sind. Keinem ist gedient, wenn bereits über Ergebnisse von Untersuchungen berichtet wird, die noch nicht abgeschlossen sind und aufgrund von Teilergebnissen zu falschen Eindrücken und Schlüssen führen würden. Hier dürfen die Journalisten sich nicht von Marktbedürfnissen verleiten lassen.

Der ehemalige Pressereferent der FU Berlin, Peter Dehn, hat in einem Zeitungsbeitrag³⁸⁾ die Trennung zwischen Wissenschaftsberichterstattung und allgemeiner hochschulpolitischer Berichterstattung, wie sie allenthalben in den Medien Presse, Rundfunk und Fernsehen vorgenommen wird, moniert. Hierin sieht er einen Grund dafür, daß der wissenschaftliche Bereich der Universitäten einem weiten Kreis der Bevölkerung auch heute noch verschlossen ist. Dehn glaubt hierin einen zweifachen Fehler konstatieren zu müssen: Erstens finde die hochschulpolitische Auseinandersetzung in den letzten Jahren nicht ohne Bezug zu dem Inhalt der Wissenschaft selbst statt, der nach langen Jahren unkritischer Rezeption neu reflektiert werden solle. Zweitens bewege sich wissenschaftliches Arbeiten nicht in einem hochschulpolitischen Freiraum. Deshalb sei es notwendig, in der Berichterstattung über Forschungsprojekte oder Lehrprogramme die gesellschaftspolitische Komponente der Arbeit aufzuzeigen. So sehr Dehns Kritik im Ansatz berechtigt ist, scheint es dem Verfasser dieses Berichtes, daß er hier die Praxis völlig vergessen hat. Artikel, in denen über wissenschaftliche Arbeiten im Kontext und in Verbindung mit hochschul- und gesellschaftspolitischen Vorgängen berichtet wird, würden den normalen Leser völlig verwirren, ja überfordern. Statt informiert und orientiert würde er desorientiert. Der Erfolg einer nach Dehns Vorstellung betriebenen Berichterstattung wäre sicherlich über kurz oder lang das Gegenteil von dem, was eigentlich bezweckt werden sollte: Die Wissenschaftsberichte würden noch weniger gelesen als bisher und die Anliegen der Forschung noch weniger erkannt werden. Demzufolge muß Dehns Einwand als unpraktikabel bewertet werden. Die vom Bundespresse- und Informationsamt in Auftrag gegebene Befragung ergab gerade, daß die Verständlichkeit der Berichte unbefriedigend ist. Sie würde sicherlich noch mehr zu wünschen übrig lassen, wenn die Berichte aus der Wissenschaft unter hochschul- und gesellschaftspolitischen Gesichtspunkten geschrieben würden.

Populärwissenschaftliche Berichte können nach Ansicht des Wiener Neurologen Prof. Dr. H. Petsche das wissenschaftliche Denken in Richtung einer einseitigen Betrachtung beeinflussen. In seinem Festvortrag zur Eröffnung des Deutschen Neurologen-Kongresses in Gießen versuchte er am Beispiel der Neurologie auf diese Gefahr hinzuweisen. Berichte aus der Gehirnforschung werden allzu oft in der Sprache der Elektronik abgefaßt. Wörter wie »Detektoren«, »Steuerzentrum«, »Filterung«, »Reizmuster«, »Informationsverarbeitung« bestimmten den Inhalt, grammatische Floskeln, die zur Beschreibung elektronischer Systeme dienen, prägten die Form der Aussage. Die Gefahr liege darin, ohne weiteres geläufige technische Begriffe in das Konzept der Neurologen vom Hirngeschehen einzubauen und zu vergessen, daß diese Termini ihr Eigenleben führen und das unbewußte Denken der Neurologen letztlich ohne deren Zutun erheblich beeinflussen. Dieses Denkschema aus elektronischen Koordinaten, wie es den populären Berichten über die

Gehirnforschung zu entnehmen ist, trage dazu bei, daß im Gehirn nichts anderes mehr gesehen wird als ein ungeheuer komplexes elektrisches Organ.³⁹⁾ In der Tat liegt hier ein Vorgang vor, der für eine Wissenschaft eine einseitige Betrachtung der zu untersuchenden Sachgebiete zur Folge haben kann. Daher muß in der Wissenschaftsberichterstattung darauf geachtet werden, daß Berichte aus einem Forschungsgebiet nicht in der Sprache eines völlig anderen Gebietes geschrieben werden. Auch die Verständlichmachung eines fachspezifischen Problems für die Allgemeinheit muß sich an der Fachsprache orientieren. Allerdings muß in dem von Petsche angesprochenen Fall darauf hingewiesen werden, daß man Vorgänge im Gehirn nur schwerlich anders als mit Ausdrücken, die aus der Elektronik stammen, beschreiben kann, arbeitet doch gerade die Neurologie mit elektronischen Methoden, so daß sich naturgemäß Erklärungsversuche auch der Sprache der Elektrotechnik bedienen. Dies ändert allerdings grundsätzlich nichts an der Berechtigung der Kritik von Petsche.

Kommunikationsbarrieren

Die Beschränkung des Wissenschaftlers auf die Fachöffentlichkeit war ein Merkmal der Wissenschaft und ihrer Institutionen schlechthin. Doch selbst von der Fachöffentlichkeit wird heutzutage beklagt, daß Ergebnisse von Forschung und Entwicklung in allen wissenschaftlichen Bereichen, vor allem aber in Naturwissenschaft und Technik, nur zum Teil und dann oft sehr spät veröffentlicht werden. Bis in einer Fachzeitschrift oder separaten Publikation bestimmte Forschungsergebnisse referiert werden, vergeht nicht selten ein volles Jahr und manchmal noch mehr. Auch in der Fachöffentlichkeit entsteht eine empfindliche Informationslücke.⁴⁰⁾ Die Folge davon ist nicht selten, daß dieselben Untersuchungen von verschiedenen Wissenschaftlern durchgeführt werden, ohne daß sie davon etwas wissen. Viel vertane und unnütze Arbeit könnte sich vermeiden lassen, wenn der Informationsstand besser wäre.

Zu einer Zeit, in der der interdisziplinären und interuniversitären Forschung immer mehr an Bedeutung zukommt, sind diese Informationslücken besonders groß und empfindlich. Wissenschaftsberichte können diese Lücken sicherlich zum Teil schließen helfen, vor allem sind sie für die weitere interdisziplinäre Forschung von Belang. Denn oftmals liest ein Forscher von Ergebnissen anderer Sachgebiete in den Berichten der Presse, die möglicherweise für die Lösung der eigenen Probleme Einfluß haben können. Die Hilfe der Wissenschaftsberichterstattung sollte für die Anregung interdisziplinärer Forschung nicht unterschätzt werden.

Zwischen der Wissenschaft einerseits und der Politik andererseits bestehen ebenfalls gewisse Kommunikationsbarrieren. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die Wissenschaft sich für Beratungsdienste vortrefflich eignet. Sie kann Entscheidungen auf politischer Ebene durch entsprechende vorherige Information vorbereiten helfen. Allerdings waren die Politiker bisher ziemlich

hilflos den wissenschaftlichen Experten ausgeliefert, was bei ihnen zu einer gewissen Scheu vor wissenschaftlicher Beratung führte. Zum Journalismus gehört unbedingt die Kunst, auch die schwierigsten Sachverhalte verständlich zu interpretieren. Populär schreiben sollte nämlich wenigstens heißen, eine schwierige Komplexität in einer für jedermann nachzuvollziehenden Gedankenkette darzustellen. So gesehen, kann die Wissenschaftsberichterstattung auch dazu beitragen, daß der Politiker die wissenschaftlichen Ergebnisse versteht und zudem noch schneller, als oftmals geschehen, davon erfährt. Er kann sie dann sofort in der parlamentarischen Arbeit mitverwerten. Wer in den letzten Jahren die Parlamentsarbeit unter diesem Aspekt etwas beobachtet hat, konnte feststellen, wie es häufig nach entsprechenden Berichten in der Presse zu parlamentarischen Initiativen kam. So hat die Berichterstattung in der Presse für den Politiker sicherlich eine beträchtliche Bedeutung. Aufgabe der Forschung sollte es ja u. a. sein, der Praxis, auch der politischen, Hilfen zu geben.

Auch die Kommunikation zwischen der Wissenschaft und der Wirtschaft funktioniert nicht immer nach Wunsch. Die Kontakte kommen oft zufällig zustande oder beruhen auf persönlichen Bekanntschaften. Hochschule und Wirtschaft begegnen sich zunehmend mit Mißtrauen. Zu wenig wird beachtet, daß durch die Wirtschaft die wissenschaftlichen Ergebnisse der Hochschulforschung in der Praxis erst zum Tragen kommen. Die weitere technische und gesellschaftliche Entwicklung beruht auf den neuen Erkenntnissen in der Natur- und Geisteswissenschaft und auf ihrer Anwendung in der Praxis. Die gewisse Abkapselung von Hochschule und Wirtschaft, wie sie festzustellen ist, dient keinem, am wenigsten dem Fortschritt. »Denn der Gesellschaft insgesamt wird durch die gegenseitige Abkapselung beider Bereiche Schaden zugefügt.«⁴¹⁾ Durch die Erweiterung der Kontakte zwischen Hochschule und Wirtschaft und die Institutionalisierung der Zusammenarbeit beider Bereiche sind neue, für die Lösung der anstehenden Probleme bedeutungsvolle Impulse möglich. Die Kommunikation zwischen Wissenschaft, Staat und Wirtschaft wurde vor allem durch den Mangel an Information begrenzt. Zuweilen beruhte die fehlende Kommunikation allerdings auch auf der Scheu und Vorurteilen der Wissenschaft, über die Fachöffentlichkeit hinaus den Kontakt zu Staat und Wirtschaft zu suchen. Die gegenseitigen Vorurteile zum Vorteil für alle Beteiligten in Zustimmung zu verwandeln, dürfte somit als Teilaufgabe des Wissenschaftsjournalismus angesehen werden. Hierin sollte auch die Wissenschaftsberichterstattung eine Aufgabe und Chance sehen.

Hinzu kommt, daß sich unterschiedliche wissenschaftliche, wirtschaftliche und administrative Fachsprachen herausgebildet und zum Teil zu einer Parzellierung geführt haben. Um sich gegenseitig verständlich zu machen, bedarf es daher gewisser Kommunikations-Clearingstellen zwischen Wissenschaft, Staat und Wirtschaft. Die Wissenschaftsberichterstattung kann hierbei eine

gewisse Funktion ausüben, indem sie zur Beseitigung sprachlicher Verständigungsbarrieren durch eine Art von Übersetzung der verschiedenen Fachsprachen in eine allen verständliche Sprache beiträgt.⁴²⁾

In diesem Zusammenhang sei noch auf einen anderen Aspekt hingewiesen: Manche Hochschul institute könnten nicht in einem solchen Maße, wie sie es tun, Forschung betreiben, wenn sie nicht entsprechende Beträge aus Drittmitteln erhielten. Angesichts stagnierender Mittel für Lehre und Forschung kommt neben den Förderungseinrichtungen für wissenschaftliche Forschung außerhalb des Kultusetats — wie etwa der DFG und den großen Stiftungen — vor allem den Forschungsaufträgen aus der Wirtschaft und von staatlichen Institutionen Bedeutung zu. Da die Forschung allgemein die Probleme und Fragen unserer Zeit zu lösen versucht, ist die Öffentlichkeit an einer Information über Resultate, weil sie uns alle irgendwie betreffen, interessiert. Bedenkt man noch, daß viele wissenschaftliche Fragestellungen gerade aus der Praxis kommen, dann muß die Forderung nach Offenlegung der von Staat und Industrie subventionierten Hochschulforschung mit ihren Ergebnissen als berechtigt angesehen werden. Leider geschieht dies in nur wenigen Fällen. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, soll deutlich gesagt werden, daß hier nicht nur die Bekanntmachung der Untersuchungsergebnisse von Forschungen, die von der Wirtschaft in Auftrag gegeben worden sind, angesprochen ist, sondern auch und vor allem die Aufträge staatlicher Institutionen. In den letzten Monaten ist es dem Verfasser nämlich schon mehrfach widerfahren, daß Ministerien (sogar hessische!) es nicht zuließen, daß die Universitätspressestelle die Ergebnisse der Untersuchungen bekanntmache. Stattdessen nahmen die Pressestellen der betreffenden Ministerien bzw. staatlichen Institutionen die Publikmachung selber vor, aber in einem Stil, der nur den Minister bzw. die betreffende Institution sowie die positiven Befunde herausstellte, die negativen aber völlig unterdrückte. Um zu verhindern, daß staatliche Pressestellen nur die positiven Ergebnisse bekanntgeben und über die negativen Stillschweigen bewahren, muß gerade im Interesse des Bürgers deutlich gefordert werden, daß die Informierung der allgemeinen Öffentlichkeit künftig über die Hochschulpressestellen erfolgt. Nur so können unangenehme Auswüchse einigermaßen in Grenzen gehalten werden. Schließlich werden auch bei diesen Untersuchungen — wie bei allen übrigen — Einrichtungen und Personal in erheblichem Umfang in Anspruch genommen, die aus Steuermitteln finanziert werden. Wie die Erfahrung lehrt, fordern Politiker zwar Transparenz auch in der Forschung, gehen selber aber mit schlechtem Beispiel voran.

Instrument der Weiterbildung

Wegen der Verwissenschaftlichung aller Lebensbereiche wird seit einigen Jahren die permanente Weiterentwicklung für alle Sozialschichten gefordert. Um die interdependenten und komplexen Lebenszusammenhänge zu beherrschen, ist

ein ständiges wissenschaftliches Weiterlernen erforderlich. Erworbenene Kenntnisse und Fähigkeiten sind angesichts des rapiden Erkenntnisfortschritts heute oftmals schnell veraltet.

Die Weiterbildung ist nicht nur für den Hochschulabsolventen notwendig, sondern auch und gerade für Nicht-Hochschulabsolventen, also Ingenieure, Techniker usw. Um Innovation zu gewährleisten, sind Wirtschaft und Verwaltung auf ständige Kreativität ihrer Mitarbeiter – von höheren bis zu mittleren Positionen – angewiesen. Aus diesem Grunde muß der Prozeß der Umsetzung von Ergebnissen der Forschung in die Praxis verbessert werden.

Diese Entwicklung interpretierte Meissner als »dritte Aufklärung«, die durch eine an »öffentlicher Wissenschaft« orientierte Erwachsenenbildung realisiert wird. »Mit öffentlicher Wissenschaft ist ja im Unterschied zur Populär-Wissenschaft nicht die zufällige Verbreitung und zugleich Verdünnung wissenschaftlicher Erkenntnisse in der Öffentlichkeit gemeint, sondern die Vermittlung solcher wissenschaftlichen Arbeitsergebnisse, die für das Verständnis dieser Welt und das rechte Handeln in ihr bedeutsam sind.«⁴³⁾ Dementsprechend wird von den Hochschulen gefordert: »Die Hochschulen sollten ihren bisherigen Aufgabenbereich, Institutionen der wissenschaftlichen Erstausbildung zu sein, ergänzen durch die Übernahme von Aufgaben der Weiterbildung. Sie sollten sich dabei nicht auf diejenigen beschränken, die ihre Ausbildung an den Hochschulen erhalten haben, sondern sich an alle Interessenten wenden.«⁴⁴⁾

Die Berichterstattung aus Lehre und Forschung hat bei der Weiterbildung durchaus eine bedeutsame Teilaufgabe zu erfüllen. Die Publizierung von Forschungsergebnissen und neuen Methoden kann gerade dem in der Wirtschaft tätigen Hochschulabsolventen neue Impulse für seine Arbeit geben. Die Entwicklung neuer Techniken beruht schließlich nicht nur auf neuen Erkenntnissen, sondern auch auf einem Zuwachs an Informationen. Für die Vermittlung solcher Informationen kann auch die Berichterstattung aus Forschung und Lehre an den Hochschulen teilweise sorgen.

Nützlicher Nebeneffekt

Im allgemeinen sagt man, daß erst das wirklich bewußt ist, was man artikulieren kann, und zwar auch allgemeinverständlich. Im Zuge der Intensivierung der Berichterstattung und Forschung, wie sie von allen angestrebt wird, wird der Wissenschaftler wahrscheinlich oftmals aufgefordert werden, Untersuchungsgegenstand, Motivation und Ergebnisse in allgemeinverständlicher Form zusammenzufassen. Einen komplizierten Sachverhalt anders als in der Fachwissenschaft darzustellen, nämlich so, daß auch ein Nichtfachmann ihn versteht, kann den nützlichen Nebeneffekt haben, daß sich diese didaktisch durchaus auch in der Lehre verwerten läßt. Schließlich können Anfangssem-

ster nicht sogleich mit dem »Fachlatein« konfrontiert werden. Sie müssen erst allmählich damit vertraut gemacht werden. So kann das Üben in allgemeinverständlicher Darstellung eines Sachverhalts in der Lehre durchaus didaktisch nutzbringend angewandt werden. Zudem wird mit der allgemeinverständlichen Artikulation auch ein kooperativer Prozeß eingeleitet, der im Austausch von Standpunkten und Interessen zur eigenen Bewußtwerdung verhilft, nötige Korrektive herstellt und kooperatives Handeln vorbereitet. »Erfahrungsgemäß läßt erst dieser Austausch auch die eigene Bewußtwerdung sinnvoll und erfreulich erscheinen — im Prozeß der Solidarisierung, des Wettbewerbs, der Konfrontation und des daraus resultierenden Gewinns für die eigene Weiterentwicklung.«⁴⁵⁾

Wissenschaft und Journalismus ergänzen sich

Ist die Wissenschaft auf Journalismus angewiesen, wenn sie Wirkungen auf und Unterstützung durch die Öffentlichkeit erzielen will, oder kann sie es alleine schaffen? Die Antwort kann aufgrund des bisher Gesagten nur lauten: In echter Teamarbeit und gegenseitiger Ergänzung ist die Lösung zu sehen. Der Journalist braucht den Wissenschaftler, der ihm wissenschaftliche Sachverhalte vermittelt, die er selber dann so darstellt, daß sie lebendig, leicht faßlich und dennoch wissenschaftlich einwandfrei sind. Der Wissenschaftler seinerseits ist auf den Journalisten angewiesen, weiß dieser doch — so sollte es wenigstens sein — auf der Tastatur des publizistischen Apparates zu spielen. So können Berichte aus Forschung und Lehre und die darin zum Ausdruck kommenden Anliegen des Wissenschaftlers schnellstens an den Mann gebracht werden. Daß der Idealzustand noch nicht und nicht immer erreicht wird, ist bedauerlich, doch sollten bei beiderseitigem guten Willen sich manche Hindernisse ausräumen lassen, so daß jeder der Beteiligten schließlich mit dem Ergebnis zufrieden sein kann.

Damit Bedeutung, Ziele und Methoden wissenschaftlicher Forschung der Öffentlichkeit verständlich vermittelt werden, um gleichzeitig Verständnis für die Wissenschaft und den dafür notwendigen Aufwand zu wecken, wäre es wünschenswert, wenn denjenigen, die solche allgemeinverständlichen Berichte schreiben sollen, ein Anreiz geboten würde. Auszeichnungen und Preise für wissenschaftliche und literarische Arbeiten gibt es in großer Fülle. Es wäre durchaus angebracht, mehr Preise für allgemeinverständliche Darstellungen von Forschungsergebnissen oder wissenschaftlichen Problemstellungen zu vergeben. Dies soll als Anregung zu solchen Schritten verstanden werden. Vorreiter in dieser Sache gibt es erfreulicherweise schon. Die »Wissenschaftliche Gesellschaft« in Freiburg hat für das Jahr 1974 einen Preis in Höhe von 5000 DM für die beste, wissenschaftlich einwandfreie Darstellung von Forschungsergebnissen in allgemeinverständlicher Form ausgeschrieben. Mit die-

ser Prämierung will die »Wissenschaftliche Gesellschaft« das Bemühen fördern, für Bedeutung, Ziele und Methoden wissenschaftlicher Forschung bei einem breiten Publikum Interesse zu wecken und Verständnis zu vermitteln. Allerdings sind — was dieser lobenswerten Initiative gewisse Abstriche einbringt — nur Mitglieder der Freiburger Universität zu diesem Preiswettbewerb zugelassen.⁴⁶⁾ Ähnliche Überlegungen waren dafür ausschlaggebend, daß im Jahre 1968 eine große Illustrierte in den immer populärer werdenden Wettbewerb für naturwissenschaftlich begabte junge Leute »Jugend forscht« einen Journalisten-Wettbewerb integrierte. Unter dem Motto »Gesucht: Reporter der Wissenschaft« forderte die Illustrierte schreibtalentierte Naturwissenschaftler oder naturwissenschaftlich interessierte Schreiber auf, sich in der verständlichen Darstellung naturwissenschaftlicher Probleme zu üben. Die ermutigenden Ergebnisse dieser Wettbewerbe sollten dazu Anlaß geben, Preise zu schaffen für alle wissenschaftlichen Bereiche und vor allem so, daß sich jedermann daran beteiligen kann.

Wissenschaftsberichterstattung der Universität Gießen

Abschließend ist es angebracht zu fragen, wie es mit der Berichterstattung aus Forschung und Lehre an der Universität Gießen aussieht. In einem ersten Erfahrungsbericht kamen Frau Prof. Helge Pross und Dr. Manfred Hahn 1969 zu dem Ergebnis,⁴⁷⁾ daß die Wissenschaftsberichterstattung als eine der Hauptaufgaben der Universitätspressestelle angesichts der mangelnden personellen und sachlichen Ausstattung durchaus als beachtlich gelten muß. Entsprechende Informationen über Forschungsvorhaben bzw. deren Ergebnisse wurden und werden in der Form von längeren oder kürzeren Pressemitteilungen an Zeitungen, Zeitschriften, Fachorgane, Nachrichtenagenturen, Forschungsdienste und Rundfunkanstalten verschickt. Das Echo auf diese Mitteilungen hin zeigt, daß das Interesse an solchen Berichten außerordentlich groß ist. Nicht zuletzt haben die einzelnen wissenschaftlichen Institute der Universität davon ihren Nutzen, weil das Ansehen in der Öffentlichkeit steigt und die Kontakte auch mit der Fachöffentlichkeit sich in der Regel gemehrt haben. Ja, es kam sogar einige Male vor, daß aufgrund von derartigen Berichten Forschungsmittel von dritter Hand bereitgestellt wurden. Und dies sieht jeder gern.

In Ergänzung zu diesen Arbeiten gibt es eine Reihe von Routinefunktionen: Vermittlung von Kontakten zwischen Journalisten und Universitätsstellen, Einzelauskünfte auf Einzelanfragen, Weitergabe von Vorträgen etc. Seit Beginn dieses Jahres wird nunmehr von der Pressestelle verstärkt versucht, solche Probleme, die von der Praxis an die Wissenschaft herangetragen werden und über die an der Universität Gießen gearbeitet und Ergebnisse erzielt wurden, sofort mit Hilfe von *Forschungspressekonferenzen* an die Allgemein-

heit weiterzuvermitteln. Gerade diese Form hat sich bisher als sehr effizient erwiesen. Nicht nur aufgrund des Echos in der allgemeinen und Fachpresse, sondern auch wegen des zu registrierenden Interesses von der Seite, die die Ergebnisse in die Praxis einbringen soll, von Industrie und Staat.⁴⁸⁾ Bisher wurden derartige Forschungspresskonferenzen, zu denen neben der Fach- und allgemeinen Presse vor allem auch interessierte Vertreter von der Wirtschaft und den zuständigen staatlichen Stellen wie Ministerien oder Bundesbehörden eingeladen wurden, zu folgenden Themen durchgeführt: »Wird die menschliche Gesundheit durch Müllkompostdüngung gefährdet?«, »Auswirkungen von Blei und anderen Schwermetallen durch industrielle Emissionen auf den Menschen«, »Strohverbrennung: Gefährlich oder unbedenklich?«. An einem anderen Beispiel soll gezeigt werden, wie sehr sich der Mangel von entsprechender Publizität bei der Bewältigung anstehender Fragen, obwohl die Forschung hierzu Beiträge geliefert hat, sich durchaus negativ auswirken kann: Zu dem leidigen Problem der Fluglotsen, von dem in den letzten Monaten die meisten irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wurden, hat das Institut für Arbeitsmedizin der Universitätsklinik Gießen unter der Leitung von Prof. Rutenfranz, der inzwischen an die Universität Dortmund berufen wurde, eine Untersuchung über die physischen und psychischen Belastungen der Fluglotsen durchgeführt. Obwohl die Untersuchung in der Erörterung des Fluglotsenproblems auf politischer Ebene hätte eine Rolle spielen können, blieb sie fast völlig unbekannt. Hätte diese Untersuchung mit Hilfe einer entsprechenden Forschungskonferenz die notwendige Publizität gefunden, wäre die Erörterung des Problems wahrscheinlich auch etwas nüchterner erfolgt. Gerade der erwähnte Fall zeigt, daß gewisse Untersuchungen mit Hilfe der Pressestelle im Rahmen von entsprechenden Pressekonferenzen die Publizität erreichen, um auch für die Praxis von Belang zu sein. Ansonsten vergilben die Untersuchungsergebnisse in den Archiven und kein Politiker kümmert sich um sie.

Häufig verursachen sogenannte Exklusivberichte über Forschungsergebnisse, die die allgemeine Öffentlichkeit brennend interessieren, der Pressestelle manchen Ärger. Empörte — und zu dies zu recht — Anrufe von Journalisten, die sich übergangen fühlen, sind dann nicht selten. Mit Hilfe der Wissenschaftsberichterstattung soll eine größtmögliche Breitenwirkung erreicht werden. Dies ist aber bei Exklusivberichten aus Verärgerung der einen oder anderen Seite oftmals in Frage gestellt. So sollte von den einzelnen Wissenschaftlern wirklich versucht werden, die Pressestelle zuvor zu kontaktieren, um die einzuschlagenden Maßnahmen abzustimmen. Nur dies garantiert in gewissem Maße die erforderliche und erwünschte Breitenwirkung. Über Untersuchungsbefunde, die einen großen Kreis der Bevölkerung interessieren, soll nicht exklusiv in der einen oder anderen Zeitung oder Zeitschrift berichtet werden, sondern über alle Multiplikatoren.

So gewiß die Pressestelle Erfolge vorzuweisen hat, so gewiß ist freilich, daß die Arbeitsbedingungen und auch die Resultate noch verbessert werden können, ja müssen. Vieles beruht nämlich noch auf Zufälligkeiten. Daß die Berichterstattung aus Forschung und Lehre bisher mit gewissen Einschränkungen schon als beachtlich angesehen werden muß, dazu trug sicherlich auch die gute Zusammenarbeit der Pressestelle mit dem Forschungsreferat der Präsidialabteilung bei. Doch bedarf vor allem die Berichterstattung über in Gießen stattfindende Tagungen, Kongresse, Symposien etc. noch gewisser Verbesserungen. Allzu häufig geschieht es noch, daß die Pressestelle, da sie nicht rechtzeitig davon unterrichtet wurde, nicht im gewünschten Maße die Berichterstattung vornehmen kann. Doch gerade dies sollte sowohl im Interesse der Organisatoren als auch der Universität sein. Eine gute Berichterstattungsarbeit aus Lehre und Forschung kann nicht zuletzt das Prestige und Image der gesamten Universität in der Öffentlichkeit heben helfen. Und daran sollte allen Angehörigen unserer Universität gelegen sein.

Anmerkungen:

¹⁾ vgl. hierzu die redaktionelle Vorbemerkung zu »Über das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft«. in: *Wirtschaft und Wissenschaft*, 1973, Heft 2/3, S. 22. Siehe ebenfalls *Friedrich Tomberg*: Bürgerliche Wissenschaft. Begriff, Geschichte, Kritik. Frankfurt: Fischer Taschenbuch, 1973.

²⁾ *Horst Köpke*: Es wird zuviel geforscht. in: *Frankfurter Rundschau*, 24. 3. 1973, S. 3.

³⁾ vgl. *Fritz Heerwagen*: Forschungspolitik um der Forschung willen. in: *Wirtschaft und Wissenschaft*, 1973, Heft 2/3, S. 20.

⁴⁾ *Hartmut von Hentig*: Magier oder Magister. Über die Einheit der Wissenschaft im Verständigungsprozeß. Stuttgart, 1972, S. 193.

⁵⁾ vgl. *Kurt Rudzinski*: Proportionen für die Forschungsförderung. in: *FAZ*, 29. 8. 1973, S. 19.

⁶⁾ vgl. *Ferdinand Wiebecke/Ulrich Lohmar*: Wissenschaft und gesellschaftliche Effizienz. in: *Ulrich Lohmar*: Wissenschaftspolitik und Demokratisierung. Ziele, Analysen, Perspektiven. Düsseldorf, 1973, S. 82.

⁷⁾ *Georg Hartmut Altenmüller*: »Sachzwänge« — Alptraum der Forschungspolitiker. in: *Deutscher Forschungsdienst*, 20. Jg., Nr. 35, 31. 8. 1973, Beilage S. 2.

⁸⁾ C. W.: Die Beziehungen zwischen Grundlagenforschung und Industrie. Public Relations notwendiger denn je. in: *Österreichische Hochschulzeitung*, 25. Jg., Nr. 17, 1. 10. 1973, S. 6. Siehe ferner *Klaus von Dohnanyi*: Hochschule und Wirtschaft. Sonderdruck aus dem Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, Nr. 129, vom 20. 9. 1972.

⁹⁾ *Heerwagen*, a. a. O., S. 21.

¹⁰⁾ *Rüdiger von Wechmar*: Die Bedeutung der Information für Wissenschaft und Forschung. (Rede anlässlich der Informationstagung der Pressereferenten deutscher Hochschulen in Bonn am 30. 11. 1970) in: *Deutsche Universitätszeitung*, 1970, Heft 23, 1. Dezember-Ausgabe, S. 17 (im folgenden DUZ zitiert).

¹¹⁾ Abgedruckt in: »Über das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft«, a. a. O., S. 22 f.

¹²⁾ *ibd.*, S. 22.

¹³⁾ »Die Kluft zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit muß überbrückt werden«. in: *DUZ*, 1970, Heft 24, 2. Dezember-Ausgabe, S. 27.

¹⁴⁾ »An die Öffentlichkeit«, in: *Stuttgarter Zeitung*, 17. 9. 1973, S. 20.

- ¹⁵⁾ *Thomas von Randow*: Klagen bringt kein Geld ein. Unsere Universitäten vernachlässigen die Öffentlichkeitsarbeit. in: *Die Zeit*, Nr. 41, 8. 10. 1965, S. 53.
- ¹⁶⁾ vgl. entsprechenden Bericht »Das Vertrauen in die Wissenschaft« in: *FAZ*, Nr. 230, 3. 10. 1973, S. 33.
- ¹⁷⁾ Siehe hierzu ausführlicher *Hans-Georg Burger*: Universitäre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. in: *Die Feder*. (Monatszeitschrift für Journalisten), 21. Jg., Heft 9, 1972, S. 12–15. *Rainer Flöhl*: Wenn die Wissenschaft schweigt. Immer noch völlig unzureichende Information über die Forschung durch die Universitäten. in: *FAZ*, Nr. 30, 5. 12. 1969. *Klaus-Peter Möller*: Die Pressestellen der deutschen Hochschulen. Heidelberg 1970. *Peter Dehn/Ekkehard Nuissl*: Organisationsmodell Hochschulpressestellen. Bonn: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Schriftenreihe Hochschule 11), 1973. *Peter A. Döring*: Öffentlichkeitsarbeit von Bildung, Wissenschaft und Forschung. in: *Handbuch für die Öffentlichkeitsarbeit von Betrieben, Parteien, Verbänden und Institutionen*. Hrsg. Dr. Werner Mühlbradt. 2. Band. Neuwied, 1969, 2. Aufl., XV.
- ¹⁸⁾ Siehe hierzu u. a. *Peter Biehl*: Das Verhältnis der Presse zu den Behörden unter besonderer Berücksichtigung der Informationsmöglichkeiten der Presse. Würzburg 1967 (Diss.), S. 96–98.
- ¹⁹⁾ *Döring*, a. a. O., S. 9.
- ²⁰⁾ *ibid.*
- ²¹⁾ Nach »Die Universitätspressestellen«. in: *Public relations report* (München), 9. Jg., Nr. 354, 27. 9. 1972, S. 5 und *Dehn/Nuissl*, a. a. O., S. 212 f.
- ²²⁾ Die Bestanderhebung von *Möller*, a. a. O.
- ²³⁾ *Dehn/Nuissl*, a. a. O., S. 16, 53, 142.
- ²⁴⁾ vgl. Präsident Prof. Dr. *Paul Meimberg* in seinem Rechenschaftsbericht für das Jahr 1972, in: *JLU-Forum*, Nr. 39, September 1973, S. 33.
- ²⁵⁾ vgl. *Dehn/Nuissl*, a. a. O., S. 93–95.
- ²⁶⁾ z. B. »Forschung '74«. *Berichte aus Wissenschaft und Technik*. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch, 1973.
- ²⁷⁾ siehe *Burger*: Universitäre Öffentlichkeitsarbeit, a. a. O., S. 15.
- ²⁸⁾ *Karl-Friedrich Schlie*: Die Biologie im Spiegel der Presse. Eine vergleichende Untersuchung biologischer Veröffentlichungen. Göttingen: Pädagogische Hochschule, 1966, S. 43 (Examens-Hausarbeit).
- ²⁹⁾ Hierauf wies vor allem auch *Rüdiger v. Wechmar*, a. a. O. hin.
- ³⁰⁾ Umfrageergebnis abgedruckt in: *DUZ*, 1971, S. 216 f.
- ³¹⁾ »Jeder Dritte will von Wissenschaft nichts wissen.« *Bildung und Forschung in den Massenmedien*, in: *Deutscher Forschungsdienst*, 20. Jg., Nr. 9, 2. 3. 1973, Beilage, S. 1–3.
- ³²⁾ vgl. Dr. *Friedrich Katscher*: Die unglücklichen Beziehungen Presse-Wissenschaft. in: *Österreichische Hochschulzeitung*, 24. Jg., Nr. 10, 15. Mai 1972, S. 1–3.
- ³³⁾ *Kurt Rudzinski*: Mehrschritt-Therapie – potenzierte Attacken gegen den Krebs. Sowie »Voreingenommene Krebsforscher« in: *FAZ*, 9. 5. 1973. *Rudzinski*: Nichts widerlegt. in: *FAZ*, 30. 5. 1973, »Voreingenommene Krebsforschung?« Eine Entgegnung des Deutschen Krebsforschungszentrums, Heidelberg. in: *FAZ*, 30. 5. 1973.
- ³⁴⁾ *Gustav Adolf Henning*: Ungenießbares Algeneiweiß. in: *Die Zeit*, Nr. 13, 23. 3. 1973.
- ³⁵⁾ vgl. *Thomas v. Randow*: Viel Streit um Eiweiß aus Algen. Ein Zeitartikel brachte drei Institute in Harnisch. in: *Die Zeit*, Nr. 17, 20. 4. 1973, S. 67.
- ³⁶⁾ *Spiegel*, Nr. 14, 2. 4. 1973, S. 161 f.
- ³⁷⁾ vgl. *Hans-Georg Burger*: Gefährdet Müllkompost die Gesundheit? Unterschiedliche Ansichten über das Risiko der Müllkompostierung. in: *FAZ*, Nr. 101, 2. 5. 1973, S. 33.
- ³⁸⁾ *Peter Dehn*: Einen Dialog konnte die Reform nicht erzwingen. »Wissenschaft und Öffentlichkeit«. Erfahrungen mit der Wissenschaftsberichterstattung. in: *Frankfurter Rundschau*, 17. 8. 1972. Dieser Beitrag ging auch in die *Dehn/Nuissl*-Studie, a. a. O., S. 91–93 ein.
- ³⁹⁾ *H. Petsche*: Die Bedeutung der elektrophysiologischen Forschung für die Neurologie. (Festvortrag zur Eröffnung des Deutschen Neurologen-Kongresses am 5. 4. 1973 in Gießen), S. 13–15 (Vortragsmanuskript).
- ⁴⁰⁾ »Forschungsinformation lückenhaft und verspätet«. Die Information über naturwissenschaftliche Forschung muß verbessert werden. in: *DUZ*, 1973, Heft 4, S. 158.
- ⁴¹⁾ *Ulrich Lohmar*: Das demokratische Zieldreieck. in: *Lohmar*: Wissenschaftspolitik, a. a. O., S. 32–34.

- 42) *Klaus v. Dohnanyi*: Hochschule und Wirtschaft, a. a. O., S. 9.
- 43) *Kurt Meissner*: Die dritte Aufklärung. Braunschweig 1969, S. 13.
- 44) Erwachsenenbildung – Weiterbildung. Hrsg. Kultusministerium Nordrhein-Westfalen. Ratingen 1972, S. 74. Vgl. zu diesem Komplex ebenfalls *Horst Siebert*: Weiterbildung als Aufgabe der Hochschule. in: *DUZ*, 1973, Heft 19, 1. Oktober-Ausgabe, S. 810 f.
- 45) *Lohmar*: Das demokratische Zieldreieck, a. a. O., S. 15 f.
- 46) Siehe entsprechenden Bericht in »bpva-Nachrichtendienst«. Hrsg. Bildungspolitische Verlagsanstalt, Bonn, Nr.15, 1973, S. 6.
- 47) *Helge Pross, Manfred Hahn*: Aus der Arbeit der Pressestelle. in: »Gießener Universitätsblätter«, II. Jg., Heft 1, Juli 1969, S. 85–87.
- 48) Diese Forschungspressekonferenzen sorgen außerdem dafür, daß sich zwischen den Wissenschaftlern aus der Hochschule und der Wirtschaft bzw. den zuständigen Fachreferenten der staatlichen Stellen Kontakte ergeben. Solche Konferenzen werden beispielsweise von größeren Industrieunternehmen seit Jahren mit großem Erfolg praktiziert. Eine adäquate Anwendung ist daher auch den Hochschulen zu empfehlen. Vgl. hierzu ebenfalls *Rainer Flöhl*: Wenn die Wissenschaft schweigt. a. a. O.